

Simmone Howell

# KUNST, BABY!

Roman

Aus dem Englischen  
von Bettina Obrecht



Bloomsbury  
Kinderbücher & Jugendbücher

Für Mark und Willeford

*Es lebe der Untergrund!*  
*Der Teufel hole den Untergrund!*

Dostojewski

**KUNST, BABY!**

**AB IN DEN UNDERGROUND**



## WEISSE LEINWAND

Vier Dinge, die ich an der Nationalgalerie mag:

- Dass sie von außen aussieht wie eine gigantische öffentliche Toilette, aber innen voller Schätze steckt.
- Dass ich mich wieder fühle, als wäre ich fünf Jahre alt und ungeheuer mutig, wenn ich meine Hand an der Wasserwand vor dem Eingang entlangleiten lasse.
- Dass der eine Teil der Besucher versucht, die Orientierung zu verlieren, während der andere Teil so tut, als hätte er sich überhaupt nicht verlaufen.
- Dass die Sonnenstrahlen durch die Buntglasfenster des großen Saals fallen und allen Besuchern, egal ob orientierungslos oder nicht, einen Regenbogen ins Gesicht zaubern.

◦ ◦ ◦

Am Tag des Galeriebesuchs hatten sich Lo, Mira und ich schon früh am »Headquarter« getroffen, dem früheren Toilettentrakt der Unterstufe. Ein Ausbruch aus unserer Schule, und somit aus unserer staubigen Vorstadt-

provinz, verlangte umfangreiche Vorbereitungen. Wir ließen unser Arsenal rumgehen – Zigaretten, Mascara und mokkafarbener Lipgloss – und überschlugen uns dabei fast vor lauter Vorfreude auf einen Tag in der Innenstadt. Wir schafften es nur noch knapp zum Bus, aber das war nicht anders zu erwarten. Während wir mit untergehakten Armen und in voller Pose aufmarschierten, dachte ich: Genau das hier sind die besten Momente im Leben. Ich, Lo und Mira gehörten zu jenen guten Dingen, die immer im Dreierpack auftauchen, wie auch Wünsche, Könige oder Backup-Sängerinnen. Wir konnten allerdings auch anders und ganz schön böse sein.

Wir stiegen in den Bus. Bliss Dartford – Zicke Bliss – posaunte gleich heraus: »Da kommen ja die Spinner!«, und die Schleimer-Schüler wandten sich um und kicherten, aber das bestätigte nur, was wir längst wussten: Wir waren cool, einzigartig, originell. Jeder andere gehörte, verglichen mit uns, in die »Kategorie Strichcode«.



In der Galerie schlossen wir unsere Taschen ein und schlurften hinter der Gruppe drein, an griechischen Graburnen, holländischen Meistern und königlichen Scheißhaufen vorbei, bis in die Moderne. Unser Kunstlehrer mit dem Geschlechtstrauma, Titten-Barry Polson, gab uns den Befehl, mit aufgeklappten Schreibblocks vor einem der Gemälde zu verharren.

»Denkt darüber nach, was ihr hier seht«, sagte er.  
»Und schreibt es auf.«

Das Gemälde war komplett schwarz. Es erinnerte mich an die Nacht. Ich überlegte, ob sich unter seiner schimmernden Oberfläche wohl irgendwas verbergen konnte. Irgendwelche eindrucksvollen Dinge, die den Blicken sensibler junger Mädchen verborgen bleiben. Ich schrieb auf meinen Block: *Oberfläche und Unterseite*.

Ich tastete mein Gesicht ab. Unter Wimperntusche und Lippenstift sah ich aus wie eine normale Siebzehnjährige. Braune Augen, braune Haare, Mischhaut. Ich war eigentlich zu Höherem bestimmt. Meine Mutter, Bev, hatte mich nach ihrer Lieblings-Feministin getauft, Germaine Greer. Meine Namenspatin war tapfer und wagemutig, sexuell freizügig und dazu noch Shakespeare-Expertin. Hm ... ziemlich schwierig, solchen Erwartungen gerecht zu werden. Wenn Germaine Greer eine Ikone war, dann war ich eher ein roher Tonklumpen. Ich könnte jetzt auftrumpfen und behaupten, ich sei Kino-Expertin, aber an einem anderen Punkt gab es nun mal nichts zu rütteln: Ich war nämlich noch Jungfrau. Bev behauptet steif und fest, dass alle klugen Mädchen eine innere Greer besitzen. Ich stellte mir vor, dass meine innere Greer tief und fest unter einem Felsen schlummerte, einem fetten Nierenstein vielleicht. Sah nicht so aus, als würde sie in nächster Zeit darunter hervorkriechen.

Ich schrieb auf meinen Block: *Alles und Nichts*.

Ich sah auf. Ein paar Oberstreber hielten die Köpfe gesenkt und kritzelten wild drauflos, aber der Rest der Klasse schrieb sich Zettelchen oder blickte zerstreut im Raum umher. Titten-Barry kriegte davon nichts mit. Er starrte wie hypnotisiert auf das schwarze Bild. Er be-



merkte nicht mal, dass Lo mich in die Rippen boxte und flüsterte: »Komm, wir gehen.«

o o o

Ein paar Minuten später saßen wir drei im Gras des Skulpturenparks, halb hinter einer Henry Moore verborgen, ließen Kippen und Cashewnüsse herumgehen und träumten laut vor uns hin.

Mira zog Schuhe und Socken aus. Sie streckte ihre Beine aus und betrachtete sie aufmerksam. Auf ihrem Oberschenkel zeichnete sich eine deutliche Linie ab, die zeigte, bis wohin sie sich die Beine rasiert hatte. »Mein Gott«, sagte sie. »Seht mich an!«

»Du bist eben Europäerin«, stellte ich fest. »Wenn wir da drüben leben würden, könnten wir den ganzen Sommer an der Riviera herumliegen. Dort müsstest du dir überhaupt nicht die Beine rasieren.«

Lo sagte: »Begib dich sofort zur Enthaarung.«

»Wir könnten mit einer Bande von Mopedtypen Florenz auseinandernehmen«, fuhr ich fort. »Und abends könnten wir barfuß in Nachtclubs tanzen, nur mit grünen Dessous und Goldschmuck bekleidet.«

»Ha!« Mira grinste.

Aber Lo hatte die Nase voll von meinen Tagträumen. Sie klaute meine Zigarette und zog daran. »Mich ödet das an.«

»Dich ödet alles an«, sagte ich.

Lo machte einen auf mürrische Blondine, von ihren rosa Zehennägeln bis zu ihrem Schleier aus Zigaretten-

rauch. Lo ist begabt. Sie reagiert schnell und gnadenlos, und eine Kunst hat sie perfektioniert: Sie wirkt immer ein bisschen angenervt. Das hat zur Folge, dass alle sie ernst nehmen.

Sie stützte sich wieder auf ihre Ellbogen. »Dieser Sommer liegt so vor uns wie ...« Sie schnippte mit den Fingern, während sie nach dem richtigen Bild suchte.

»Eine weiße Leinwand«, bot ich an.

»Genau. Wir brauchen einen Plan.«

»Na ja, jetzt ist eben Saison«, sagte ich. »Suchen wir immer noch nach einem Thema?«

»Klar!«, schnappte Lo. »Und nach einem Ziel und einem Plan. Und was es auch sein wird: Es muss auf jeden Fall etwas Bedeutendes sein.«

»Wie meinst du das, etwas Bedeutendes?«, fragte Mira.

Miras Sekretärinnenbrille verleiht ihr einen etwas verstaubten Ausdruck, aber ihr Mund verrät, was wirklich in ihr steckt. Ihre Lippen führen ein Eigenleben. Sie erinnern mich an dieses berühmte Gemälde, auf dem Man Rays Kuss in die Wolken hochschwebt. Sie können schlaff runterhängen, verschmitzt lächeln, sanft oder sauer wirken – je nachdem, was sie gerade sagt. Im Moment schmolten sie. »Ich habe gedacht, diesen Sommer sind Jungs das Thema.«

»Jungs, ja klar.« Lo blinzelte nicht mal. »Jede Menge Jungs. Böse Jungs. Jungs ohne Strichcode.«

»Gibt's die?«, fragte ich.

Strichcode-Jungs stellen neunzig Prozent der männlichen Bevölkerung. Massenware, direkt vom Fließband.

Strichcode-Jungs sind einfach indiskutabel. Garantiert keine Wunschkandidaten. Wenn sie zu irgendwas gut sind, dann höchstens zum Üben.

»Vergesst die Jungs erst mal«, schnappte Lo wieder. »Überlegt euch ein Thema. Mein Gott. Wie seid ihr früher bloß ohne mich klargekommen?«

Mira und ich grinsten einander kurz zu. Wir zuckten mit den Achseln und sagten wie aus einem Mund: »Sind wir ja nicht.«

## GESCHICHTLICHES

Kurzer Rückblick auf die Siebte.

Der größte Teil der Klasse hatte sich schon in der Grundschule zu festen Gruppen zusammengefunden. Ich gehörte nicht dazu. Mira auch nicht. Als es dann darum ging, Cliques zu bilden, blieben wir beide übrig wie die schlechtesten Pralinen in der Konfektschachtel. Marzipan und Turkish Delight. Nur ein Fall für Willensschwache und ganz Verzweifelte. Für meine selbstgenähten Klamotten und den Hippie-Touch könnte ich ja Bev verantwortlich machen, aber, na ja, irgendwann nabelt man sich doch ab. Ich war verklemmt und schüchtern. Mir kam es so vor, als hätte mir jemand das falsche Lehrbuch fürs Leben gegeben, eins, das noch nicht mal Schaubilder enthielt.

Mira hingegen war eher derb. Zu überschwänglich an der falschen Stelle. Kam immer erst dazu, wenn der Witz fast zu Ende erzählt war, und lachte dann, als hätte sie ihn verstanden. In der Regel waren es dann Witze über sie. Sie war damals dicker und hatte Drüsenprobleme. Ihre Stimme klang nach schweinischem Telefonanruf.

Mira und ich trieben gemeinsam dahin, vereint im Kampf um Anerkennung. Uns war klar, dass Bliss Dartford der Knackpunkt war. In jeder Schule gibt es ja so eine Bliss – neureiche Tuss, gleichmäßig brauner Teint, perfekte Zähne. Mira und ich taten, was wir konnten, um ihr zu gefallen, aber wir kamen einfach nicht weiter. Dann, in der Achten, wurde Miras Vater befördert, zu irgendeinem hohen Tier in seinem Unternehmen, und plötzlich gewährte man Mira Zugang zu einer ganz neuen Gesellschaftsschicht. Ich blieb zurück, paddelte irgendwie so im Trüben herum.

Ganz schön banal, das Leben an so einer Highschool! Mira nahm ein paar Pfund ab, legte sich ein paar Markenklamotten zu, und schon schossen ihre Aktien in die Höhe. Als ihre Mutter anfing, mit Bliss' Mutter Tennis zu spielen, war mir klar, dass es nun nicht mehr lange dauern konnte, bis Bliss ihr Verhalten ändern würde. Mir war auch klar, dass ihre Star-Position sich nicht halten würde. Darum kümmerten sich schon die Jungs. Bliss war vielleicht hübscher, aber Mira machte einfach keinerlei Umstände. Die gesamte Neunte über beobachtete ich von fern, wie die beiden umeinander herumtanzten. Bald würde sich alles ändern, das fühlte ich. Lo stieß nach den ersten drei Wochen der zehnten Klasse zu uns. Sie war so zierlich und so still, dass wir sie anfangs kaum wahrnahmen. Oder vielleicht waren unsere Rezeptoren verstopft. Aber schon im Mai war ihre Stimme laut und deutlich zu hören. Lag es an dem Aufsatz, den sie damals vorlas (sie verglich darin Kurt Cobains Abschiedsbrief mit Hamlets drittem Monolog)? Oder lag es an

ihrem negativen Pflegefaktor? Lo trug Söckchen, wenn alle anderen Kniestrümpfe trugen, sie machte sich nicht die Mühe, sich die Haare zu kämmen, in ihrer Jackentasche steckten Zigaretten, und sie vermittelte den Eindruck, als würde sie ihre Termine selbst bestimmen und aussuchen. Einmal sah ich im Bus, wie ihr Rock hochrutschte. Sie hatte kleine Wunden am Oberschenkel. Ich weiß noch, dass ich Mira darauf aufmerksam gemacht habe. Sie zuckte mit den Achseln. »Spinner und Streber«, sagte sie. Aber in meinen Augen waren es Hinweise auf eine großartige, düstere Vergangenheit; Lo faszinierte mich. Innerhalb von sechs Monaten hatte Lo Bliss Dartford kleingekriegt, mich erlöst und Mira mit an Bord gezogen. Aber diese Rettungsaktion wirkt in beide Richtungen. Lo sagt, mit dem Ritzen hätte sie die Zeit gemessen, sich selbst Gesellschaft geleistet. Sie macht das jetzt nicht mehr, jetzt hat sie ja uns.

o o o

Lo erinnert mich an diesen süßen, albernen Film mit dem Titel *Lass mich küssen deinen Schmetterling*.

Peter Sellers spielt darin einen Anwalt, der im Flower-Power-Sommer 1969 aussteigt. Alles ist super, bis ihm all das Haschisch und Gehabe zu Kopf steigen. »Ich bin so hip, dass es wehtut«, jault er Leigh Taylor-Young zu, seiner eingebildeten Tusse. Und sie sagt zu ihm: »Nichts ist weniger hip, als wenn einer sagt, er wäre hip.« Jedenfalls, so ist Lo. Sie hat es nicht nötig, darüber zu reden, wie cool sie ist. Sie ist es einfach.

## THEMEN, ZIELE, VORBILDER

Unser Sommerprojekt hat eigentlich als Witz angefangen. Jedes Jahr kriegt unsere Klasse im Englischunterricht ein Thema verpasst, das mit einem Text im Lehrplan zu tun hat (dieses Jahr ist es »Machtpolitik«, passend zu *Der Prinz* von Machiavelli). Letztes Jahr um dieselbe Zeit hatte Lo beschlossen, dass wir drei uns ein ganz eigenes Geheimthema suchen sollten. Allerdings sollte es so etwas wie ein Antithema sein, eins, das unsere Außenseiterrolle festigen sollte, ein Thema, das keine Schulleitung jemals zulassen würde. Lo entschied sich für »Okkultismus«, und wir verbrachten den Sommer – wir nannten ihn den »satanistischen Sommer« – damit, das Reich der Schatten zu erkunden.

Es war nur natürlich, dass Lo sich gegen ihre Eltern auflehnte – die waren bibeltreue Christen, ernsthaft mittelalterlich. Mira und ich unsererseits hatten die immer und ewig gleichen Sommer satt und warteten nur darauf, uns von Los Spiel mitreißen zu lassen. Jede von uns verfolgte ein eigenes Ziel: Lo wollte aus dem christlichen Lager ausbrechen, Mira wollte ein paar Schuljungen verderben, und ich hatte es darauf abgesehen, den Vor-

stoß meiner Mutter in die Welt des Internet-Dating abzufangen. Unsere »Vorbilder« waren berühmte oder berühmte historische Gestalten, deren Leben wir auf der Suche nach Inspiration unter die Lupe nahmen. Unser Spitzenmann war Aleister Crowley – der legendäre Magier und Ketzer. Sein Wahlspruch »Tue, was du willst, soll das ganze Gesetz sein« (altmodische Formulierung für: »Mach, was dir gefällt, und entschuldige dich nicht dafür«) entwickelte sich zu unserem Freibrief für jeden Spaß. Unsere Aktivitäten umfassten (unter anderem) folgende:

- Herumstöbern in »Inez' Esoterischer Laden der Weisheit« und Aufkaufen aller verfügbarer Bücher aus ihrer »Hexenbibliothek«
- Endloses Verschlingen von Horrorfilmen
- Das Singen von Beschwörungsformeln
- Das Verbreiten von Kräutern
- Das Einritzen von Pentagrammen in öffentliches Eigentum

Das waren spannende Zeiten. Aber zweifellos würde Lo dieses Jahr ein ebenbürtiges Thema finden.



## EIN WORT, DREI SILBEN

Lo riss einen Grashalm aus und wickelte ihn um ihre Fingerspitze, fester und immer fester, bis ihre Haut ganz weiß wurde.

»Wir sollten einen Protestmarsch organisieren oder Krawalle auslösen.« Ihre Stimme klang bedächtig und dumpf, als wäre sie gerade beim Zahnarzt gewesen.

»Aber dafür brauchen wir doch einen Anlass, oder?«, überlegte ich laut.

»Ich hab euch doch schon einen geliefert.« Lo seufzte und legte sich ein bisschen anders hin. »Langweile!« Sie sah an uns vorbei und zeigte mit dem Finger wahllos auf Statuen und Galeriebesucher: »Langweilig. Langweilig. Langweilig. Langweilig.«

»Okay, ist angekommen«, sagte ich.

Eine Weile schwiegen wir. Aber dann fiel mir etwas Interessantes ein.

»Damals in den achtziger Jahren haben Kunst-Terroristen einen Picasso geklaut. Sie haben gedroht, ihn zu verbrennen, falls das Kulturministerium nicht mehr Fördermittel für junge Künstler ausspucken würde. Dem Drohbrief haben sie ein abgebranntes Streichholz bei-

gelegt, und dann haben sie sich zehn Tage lang nicht mehr gerührt.«

Lo richtete sich ein kleines bisschen auf. »Und was ist passiert?«

»Es wurde Lösegeld gezahlt. Man hat das Gemälde in einem Schließfach am Bahnhof Spencer Street gefunden – ohne Rahmen, aufgerollt, aber ansonsten unbeschädigt. Wir sind vorhin daran vorbeigekommen. Es ist die *Weinende Frau*.«

»Haben sie jemals rausgekriegt, wer es war?«, fragte Lo.

Ich schüttelte den Kopf.

Los Augen waren unergründlich wie zwei Seen, ihr Blick ernst. »Mein Gott, würdest du so was dann nicht liebend gern überall rumerzählen?« Sie grübelte eine Weile über diese Frage nach, dann fragte sie: »Gibt es immer noch Kunstterroristen? Oder nur noch die normalen, diese üblichen Selbstmordtypen?«

»Weiß ich nicht«, sagte ich. »Ich könnte Bev ja mal fragen.«

Meine Mutter ist Kunstlehrerin. Von ihr habe ich diese Geschichte überhaupt erst erfahren. Von ihr habe ich das Allermeiste erfahren, wenn man es genau nimmt.

Lo zündete sich eine Zigarette an. Sie war plötzlich quicklebendig. »Das gefällt mir! Genau das werden wir diesen Sommer machen.«

»Einen Picasso klauen?«

»Nein!« Sie stand auf, ging auf und ab und wedelte dabei mit den Armen. »Wir müssen was Cooles machen, irgend so eine Kunstscheiße ...«

Ich knuffte Mira. »Jetzt pass auf ...«

Mira lächelte mit hochgezogenen Augenbrauen.

Lo hatte ihre Priesterinnenhaltung eingenommen, stand da wie in Trance, unbeweglich, mit geschlossenen Augen und bebendem Gesicht. Ein paar Sekunden später machte sie die Augen wieder auf.

»Ich hab das Thema!«, verkündete sie. Sie holte tief Luft. »Ein Wort, drei Silben: *Underground!*«

Ich runzelte die Stirn, während Lo Wörter ausstreute, dicht wie Rasensaat.

Sie sagte: »Wir müssen extrem sein, avantgardistisch, verkommen, anti-Establishment, revolutionär!«

»Klingt nicht so wahnsinnig spannend umwerfend«, murmelte Mira.

»Dann geh doch wieder zu deiner Bliss«, gab Lo zurück. »Ich bin sicher, sie nimmt dich mit offenen Armen auf. Ihr könnt den ganzen Sommer über Poolpartys feiern. Spontane Wellnesskuren machen. Abenteuer von der Stange.«

Jede andere hätte gekränkt reagiert, aber Mira machte bloß ein Würgegeräusch. »Bitte nicht! Bitte schick mich nicht dahin zurück!«

Ich beobachtete meine Freundinnen, wie sie sich die Bälle zuspielten, während das Mauerwerk in der Sonne silbern glänzte. Ich fühlte mich inspiriert, um mich herum so viel Kunst, so viele Möglichkeiten! Wenn Lo sich auf etwas einließ, dann ließ sie sich mit Haut und Haaren darauf ein. Ihre Begeisterung war ansteckend, aber auch ein bisschen beängstigend. Sie riss Mira und mich hinein in ihren wirbelnden Derwischtanz, und wenn

wir mal drinsteckten, dann konnte alles Mögliche passieren. Lo tanzte jetzt mit unserem Thema, ließ das Wort auf ihrer Zunge zergehen, sog es ein, spie es aus: »Underground ... Underground ...«

Sie setzte sich wieder zwischen uns, trommelte mit den Fingern auf ihren Knien, glücklich und kindlich. »Wir nennen es Ug, abgekürzt.«

Mira beugte sich vor. »Ug-ug!« machte sie. Dann setzte sie sich schnell gerade hin, räusperte sich und fing an, ihre Brille mit Spucke zu putzen. Das konnte nur eins bedeuten: Jungs im Anmarsch. Ug musste wohl warten.